

*Projekt
Stolpersteine
Frankfurt (Oder)-
Schicksale und
Verlegungsorte für die
jüdischen Mitbürger
und politisch
Verfolgten der
Stadt Frankfurt (Oder)
2015*

*von Carsten R. J. Höft
(Stand: 24.03.2015)*

1. Parkstraße 2 „Am Park“ oder „Park“ = heute: Parkplatz
Paul - Feldner -
Straße/Heinrich -
von - Stephan -
Straße



Am Park 2 - rechte Seite 2. Haus - Postkarte von 1956 - Bildarchiv B. Klemm Frankfurt (Oder)



Am Park 2 - Aufnahme von 1976 - Bildarchiv B. Klemm Frankfurt (Oder)

Elisabeth und Hermann Jacobi (C.R. Höft)

Auf der Liste der stimmbfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird **Hermann Jacobi** als Justizrat geführt.

Justizrat Hermann Jacobi war Rechtsanwalt und Notar, geboren am 06.01.1860 in Grätz (Posen).

Er war seit dem 17.03.1899 mit Elisabeth Jacobi, geborene Michaelis, geboren in Berlin verheiratet.

Er war lange Vorsitzender des Gemeindevorstandes der Synagogengemeinde Frankfurt (Oder).

Auf dem „Verzeichnissen der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder)“ des Jahres 1935 und o. D. wird Hermann Jacobi unter der Rubrik „Rechtsanwälte“ in der Theaterstraße 1 geführt.

Am 02.01.1939 verstarb Hermann Jacobi in seiner Wohnung Park 2.
Das Haus Park 2 stand in seinem Eigentum.

Er starb an einem Schlaganfall, Blutung der linken Gehirnhälfte. Inwieweit es Nachwirkung des zuvor erlittenen Überfalls, denn während der sog. Kristallnacht sei er - nach mündlicher Überlieferung - in seiner Wohnung geschlagen worden, ist nicht bekannt.

Auf der „Volkszählungsliste vom 17.05.1939 für Frankfurt (Oder)“ wird Elisabeth Jacobi in der „Parkstraße 2“ erfasst.

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945 gibt es folgenden Eintrag zu Elisabeth Jacobi:

Jacobi, Elisabeth

geborene Michaelis
geboren am 22. Februar 1871 in Berlin / - / Stadt Berlin
wohnhaft in Frankfurt a. d. Oder

Deportationsziel:
ab Berlin
16. Juli 1942, Theresienstadt, Ghetto
16. Mai 1944, Auschwitz, Vernichtungslager

Am 16.07.1942 wurde Elisabeth Jacobi in das Ghetto Theresienstadt deportiert.

In dem Transport befanden sich 100 Personen.

Dieser Transport kam am 16.07.1942 im Ghetto Theresienstadt an.

Am 16.05.1944 wurde Elisabeth Jacobi in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert.
Hier wurde Elisabeth Jacobi im Alter von 73 ermordet.

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen
Gewalt in Frankfurt (Oder) ist Elisabeth „Jakoby“ verewigt.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
ELISABETH JACOBI
GEB. MICHAELIS
JG. 1871
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 1944 IN
AUSCHWITZ

HIER WOHNTE
HERMANN JACOBI
JG. 1860
„SCHUTZHAFT“ 1938
SACHSENHAUSEN
MISSHANDELT VON SA
TOT 2.1.1939 FRANKFURT

DIE STOLPERSTEINE FÜR ELISABETH UND HERMANN JACOBI BEFINDEN SICH IN
DER KANZLEI NEUGEBAUER, DIE DIE PATENSCHAFTEN ÜBERNOMMEN HABEN.EINE
VERLEGUNG KONNTE BISHER AUFGRUND GEPLANTER BAUMASSNAHMEN NICHT
DURCHGEFÜHRT WERDEN.

2. Bahnhofstraße 5 a - heute: etwa vor der Bahnhofstraße 4

Paul Gumpert, Franz Gumpert und Eva Gumpert (Prof. Dr. Lotter und Carsten Höft)

Auf der Liste der stimmbfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder
aus dem Jahre 1925 wird Dr. Paul Gumpert als Zahnarzt geführt.

Auf den „Verzeichnissen der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder)“ des Jahres 1935 und o. D. wird Dr. Paul Gumpert unter der Rubrik „Zahnärzte und Dentisten“ als „Zahnarzt“ in der Bahnhofstraße 5a geführt.



Bahnhofstraße 29 - auf der rechten Seite, 3. Gebäude rechts - Aufnahme um 1935 (Bildarchiv B. Klemm, Frankfurt (Oder))



Bahnhofstraße 29 - auf der rechten Seite, 4. Gebäude rechts - Aufnahme um 1936/38 (Bildarchiv B. Klemm, Frankfurt (Oder))

Auf der „Volkszählungsliste vom 17.05.1939 für Frankfurt (Oder)“ werden Paul Gumpert, Franz Gumpert und Eva Gumpert nicht erfasst.

Paul Gumpert wurde am 09.11.1938 unter der Häftlingsnummer 007612 im KZ Sachsenhausen im Häftlingsblock 41 inhaftiert und wurde am 13.12.1938 entlassen.

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945 des Bundesarchivs Berlin gibt es den folgenden Eintrag zu Franz Gumpert:

Gumpert, Franz

geboren am 25. März 1920 in Gnesen (poln. Gniezno) / - / Polen
wohnhaft in Berlin

Emigration:
23. Mai 1939, Niederlande

Deportationsziel:
Mauthausen, Konzentrationslager

Todesdatum/-ort:
11. August 1941, Mauthausen, Konzentrationslager

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist „Heinz“ Gumpert verewigt.

Prof. Dr. Friedrich Lotter hat in seinem bisher noch nicht veröffentlichten Buch „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) - dankenswerterweise dem Projekt STOLPERSTEINE Frankfurt (Oder) zur Verfügung gestellt, dass hier auszugsweise mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Friedrich Lotter veröffentlicht werden darf:

Im November 1941 wurde durch Erlass die weitere Auswanderung von Juden verboten, die "Endlösung" kündigte sich an. Dennoch war es in Einzelfällen durch Bestechung auch später noch möglich, aus Deutschland herauszukommen. Eva Gumpert-Zwiebel berichtet vom Schicksal ihrer Familie, die allzu lange gezögert hatte. Sie zog 1938 noch nach Berlin, wo der Vater eine freigewordene Praxis übernahm. Er glaubte sich dort wegen der größeren Anonymität sicherer. Im Januar 1939 konnte die Stiefmutter die beiden Töchter, zwölf und vierzehn Jahre alt, mit der Jugendalijah nach Holland schicken, drei Monate später kam auch der Bruder dorthin. Die Mädchen sind dann noch im Februar 1940 mit einem Kindertransport in einem verplombten Wagen durch Belgien und Frankreich nach Marseille gefahren. Dort

nahm sie ein Truppentransporter auf, der über Algier und Alexandria nach Beirut fuhr, und sie in Haifa an Land setzte. Von dort ging Ruth nach Hasorea.

Ihr Bruder Franz hatte weniger Glück. Er gehörte zu denen, die in Holland in die Hände der Gestapo fielen. Schon 1940 wurde er mit einer Gruppe Jugendlicher nach Mauthausen deportiert und kam dort 1941 auf tragische Weise ums Leben. Die Eltern erhielten eine Urne und Sterbeurkunde. Als der Vater sich in Mauthausen nach der Todesursache erkundigte, erhielt er noch einmal eine Urne. Er bekam daraufhin einen Herzanfall, von dem er sich lange nicht erholte. Schließlich erreichte seine Frau durch Verzicht auf das noch immer recht stattliche Vermögen noch 1942 die Ausreise nach Cuba. Über Frankreich und Spanien ging es mit regulären Visen nach Lissabon und dann mit einem der wenigen von dort noch verkehrenden Schiffe nach Havanna. Dort durfte Gumpert nur jüdische Diamantenschleifer aus Belgien behandeln. Nach dem Krieg ging er nach Amerika und verdingte sich als Butler, seine Frau als Köchin und Kinderfrau. 1948 kamen sie dann endlich nach Israel, Gumpert hat dann in Naharija noch einmal eine Praxis aufgemacht. Er war wohl der letzte, der aus Frankfurt noch in die Freiheit gelangen konnte.

Der beliebte Zahnarzt Gumpert wurde von SA-Leuten gezwungen, das mit Farbe auf den Bürgersteig vor seinem Haus geschmierte Wort "Jude" auf den Knien zu beseitigen. Als seine Tochter sich erbot, das zu tun, wurde es ihr nicht gestattet.

Beim Zahnarzt Gumpert gingen die Offiziere der Garnison bei ihm ein und aus.

Eva Zwiebel berichtete im November 1995 in Tel Aviv folgendes:

Meine Eltern lebten bis zum 1. Weltkrieg in Gnesen. Mein Vater war dort schon als Zahnarzt tätig, und dort haben meine Eltern 1919 geheiratet. Mein Bruder Franz wurde 1920 noch in Gnesen geboren, meine Eltern haben jedoch für Deutschland votiert und sind mit dem Säugling nach Frankfurt gekommen. Später kam noch die Großmutter mütterlicherseits nach und wohnte bei uns in der Bahnhofstr.3, die Großeltern väterlicherseits sind nach Berlin gezogen. Der Großvater mütterlicherseits war schon lange tot. Der andere Großvater stammte aus Wongrowitz, dort hatte er ein großes Grundstück, ein Geschäft für Futtermittel und eine Destillation. Er hatte 11 Söhne. Einige sind im ersten Weltkrieg gefallen, sechs blieben übrig, die ich noch kannte. Von ihnen sind zwei im KZ umgekommen, nur zwei haben den 2. Weltkrieg überlebt.

Mein Vater musste später die Praxis vergrößern, daher sind wir in die Bahnhofstraße 5A umgezogen. Wir hatten einen Assistenzarzt und ein Laboratorium im Haus. Ich selbst, 1924

geboren, besuchte die Pestalozzi-Schule, weiß jedoch von der Zeit in der Volksschule nichts mehr. Später ging ich auf Lyzeum, in die Kleist-Schule, habe jedoch auch aus dieser Zeit fast alles vergessen, nur eine jüdische Mitschülerin nicht, Ellen Lachmann, heute Jancourts, die in den USA lebt. Ich weiß nur noch, dass wir mit den andern aufstehen mussten, doch durften wir nicht wie diese "Heil Hitler!" sagen und die Hände zum "deutschen Gruß" heben. Sonst kann ich mich an nichts Unangenehmes erinnern, auch über die Lehrer kann ich nichts Entsprechendes sagen.

Seit ich fünf Jahre alt war, wurde alles von der Krankheit unserer Mutter überschattet. Sie wurde fast jedes Jahr im städtischen Krankenhaus operiert, wir hatten eine Krankenschwester im Haus, die auch später blieb, als die Mutter gestorben war, im Dezember 1933. Die Krankenschwester hat uns aufgezogen. Sie war katholisch, und so bin ich halb katholisch aufgewachsen. Sie nahm mich am Sonntag in die Kirche mit, auch an Fronleichnam haben wir teilgenommen, oder wenn sonst ein Fest war. Unser Vater hatte nichts dagegen, sogar der Kirchenchor übte bei uns, denn wir hatten ein Klavier und entsprechend Raum. Auch mit dem Herrn Kaplan standen wir uns gut. Im Dezember 1935 musste uns die Krankenschwester verlassen, da Angestellte unter 45 Jahren nicht bei Juden arbeiten durften. Mein Vater hat dann ein zweites Mal geheiratet.

An das Jahr 1933 habe ich noch eine sehr unangenehme Erinnerung. Wohl am 1. April, als unsere Mutter schon todkrank war, hatte man das Praxisschild verschmiert und auf den Bürgersteig vor dem Haus mit weißer Farbe "Jude" gepinselt. Vor dem Haus standen SA-Leute, und unser Vater wurde gezwungen, herunter zu gehen und auf den Knien die Schrift zu entfernen. Ich wollte runtergehen und das für ihn machen, aber der Vater sagte: "Bleib zu Hause!" Mein Vater war der Zahnarzt der Garnison und hatte auch zahlreiche Offiziere als Patienten. Nach 1933/34 war das verboten, doch sind viele immer noch hintenherum zu ihm gekommen. Als mein Vater mal erzählte, er wünschte, dass die Eva reiten lernt, boten ihm Offiziere an, mich auf den Kasernenhof zu schicken. Das war ihm aber zu gefährlich.

Als meine Mutter immer kränker wurde, wurden wir zu Zieheltern gebracht, ich war bei einer Familie Benno und Käthe Segall. Sie haben auch am Hohenzollernplatz (1) gewohnt und waren reizend zu mir. Herr Segall war Kriegsversehrter des 1. Weltkriegs mit dem eisernen Kreuz 1. Klasse. Er war Börsianer, und sie sind beide in Frankfurt geblieben. Sie hatten nichts mehr und haben sich etwas dadurch verdient, dass sie mich aufnahmen. Ich habe eine Zeit lang bei ihnen gewohnt. Im November 1938 hat man Herrn Segall auch verhaftet, später wurden beide abgeholt und sind umgekommen.

Wir sind noch vor der Kristallnacht nach Berlin gezogen, mein Vater hat dort noch die Praxis eines andern Zahnarztes übernommen. Auch er wurde in der Kristallnacht abgeholt, daran er

innere ich mich noch ganz genau. Es waren zwei Gestapo-Beamte in Zivil, die heraufgekommen sind. Sie waren sehr höflich, geradezu zuvorkommend: "Herr Dr. Gumpert, bitte ziehen Sie sich an, wir müssen Sie mitnehmen!" Mein Vater wollte seinen neuen Ulster anziehen, da sagte ihm einer der Beamten: "Seien Sie so freundlich und ziehen sich einen alten Mantel an. Nehmen Sie Zahnbürste, Zahnpasta und Seife mit, ich weiß nicht, wie lange es dauern wird!" Er ist nach Sachsenhausen gekommen und kam am 2. Januar 1939 wieder zurück. Meine Stiefmutter hatte bei der Jerusalemerkirche in Ostberlin ein Modell-Schneider-Atelier und gute Beziehungen zur Polizei. So konnte sie ihn mit Geld herausholen. Sie war eine patente Frau. Eines Tages rief er an, und wir haben ihn schon erwartet. Ich hörte ihn unten husten, und dann kam er, den Kopf kahl geschoren, die Hände erfroren, in einem schrecklichen Zustand. Sein Mantel war eine Ziehharmonika.

Meine Stiefmutter hatte eine Tochter, die war 1 1/2 Jahre jünger als ich. Sie hat für uns beide einen Kindertransport der Jugend-Alijah organisiert. Wir fahren schon am 4. Januar ab, zwei Tage nach der Rückkehr meines Vaters. Mit dem Kindertransport ging auch ein entfernter Verwandter mit (s. „Schuschu“, Jachin Simon). Der hat auch später, während des Krieges, noch Kinder aus Holland geschmuggelt, wurde dabei ertappt und beging Selbstmord. Wir durften nur so viel mitnehmen, wie wir tragen konnten. Ich trug einen Rucksack und ein Köfferchen. Ich hatte auch einen ganz schmalen Goldring und ein dünnes Goldkettchen mit Anhänger, das hat man mir an der Grenze abgenommen und meinen Eltern zurückgeschickt.

Im Januar 1939 kamen wir erst nach Amsterdam, dann über Rotterdam nach Wieringen bei Alkmaar. Das war ein Hachschara-Werkdorf mit einer kleinen Fabrik. Dort waren wir etwa ein Jahr, über den Kriegsausbruch hinaus. Im Februar 1940 sind wir mit einem Kindertransport von 6-8 Kindern in einem plombierten Wagen durch Belgien gefahren, wo man noch weitere Kinder aufnahm, dann ging's durch Frankreich, bis wir in Marseille ankamen. Dort wurden wir eingeladen, zunächst in ein Hotel gebracht, und dann bei Nacht auf einen Truppentransporter. Der sollte elsässische Flieger nach Beirut bringen. Wir fahren in Begleitung zweier Kriegsschiffe über Algier nach Alexandrien. Wir sollten eigentlich erst in Beirut ausgebootet werden, doch hat uns der Kapitän schon in Haifa an Land gebracht.

Von Haifa aus kam ich nach Hasorea, dem Kibbuz der "Werkleute". Dort war ich ein Jahr. Ich bin dort in die Kleiderkammer gekommen und habe gleich angefangen für die Kibbuzleute zu nähen. Die Landarbeit lag mir nicht so, da habe ich mich gedrückt, so gut es ging. Das Kibbuzleben hat mir nicht behagt. Wir lagen zu viere in einem Zimmer, und es war alles so primitiv. Mich störte, dass wir im Esssaal aßen, dass man das Brot mit dem Löffelstiel schmierte. Alle lachten darüber, dass ich nur mit dem Messer essen konnte, ich bekam das einzige Messer, das da war. Aber ich war es nicht anders gewohnt als anständig und sauber zu

essen. Als dreijähriges Kind schickten mich die Eltern nach Krummhübel im Riesengebirge in ein jüdisches Kinderheim, dort hatte ich gelernt, mit Messer und Gabel zu essen.

In Hasorea habe ich stattdessen gelernt, Hosen und Hemden zu nähen. Das war immerhin eine Basis. Mein Vater hatte immer gesagt, was auch sein wird, ihr müsst erst einmal einen Beruf lernen. Die Jugend-Alijah wurde damals von Henriette Szold* organisiert, mit ihr habe ich dann darüber gesprochen, als sie einmal Hasorea besuchte. Daraufhin nahm sie mich nach Tel Aviv mit, wo ich Gelegenheit bekam, das Schneiderhandwerk zu erlernen. Hier an der Ecke (der Ben Jehuda) wohnte eine Frau, die Schneiderkurse gab, bei der habe ich gelernt. Später habe ich dann als Schneiderin selbständig gearbeitet.

Mein Bruder ist zwei/drei Monate später nach Holland gekommen und hat mich noch in Wieringen besucht. Er ist dort geblieben und von dort nach der Besetzung Hollands durch deutsche Truppen mit ca.30 Leuten nach Mauthausen verschleppt worden. Dort ist er 1941 angekommen. Mein Vater hat seit 1940 in Berlin wieder praktizieren können, jedoch nur für Juden. Von Mauthausen erhielt er eines Tages eine Urne mit der Urkunde, die den Tod des Sohnes bescheinigte. Mein Vater war empört und, naiver Jecke wie er war, schrieb nach Mauthausen und bat um Auskunft über die Todesursache. Daraufhin traf eines Tages eine zweite Urne mit einer 2. Todeserklärung ein. Mein Vater bekam daraufhin einen Herzanfall, von dem er sich bis 1942 nur langsam erholte. Die Stiefmutter hat 1942 das ganze noch vorhandene Vermögen hingegen für eine Überfahrt nach Kuba. So sind beide Eltern wohl mit dem letzten Transport noch 1942 von Berlin über Lissabon nach Kuba gelangt. Das war damals noch möglich. Mein Vater hat sogar eine neue Ausstattung als Zahnarzt mit einer Treibbohrmaschine mitnehmen können. In Kuba war ihm freie Arbeit nicht gestattet, doch befanden sich dort zahlreiche jüdische Diamantenschleifer aus Belgien, die durfte er behandeln. Meine Stiefmutter gab Schneiderkurse für die Mädchen. Die Belgier hatten auch kein Geld, nur Steine, mit denen sie zahlten. Als die Kubaner gelernt hatten, selbst Diamanten zu schleifen, haben sie die belgischen Juden hinausgeworfen. So waren auch meinem Vater die Fische weggeschwommen.

Er ist dann nach den Staaten gegangen, das war gleich nach dem Krieg, 1946. Zuerst haben sie in einer Kleiderfabrik gearbeitet, dann hat sich mein Vater als Butler, die Mutter als Köchin und Kinderfrau bei ganz reichen Leuten verdingt. Als mein Vater die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, betonte er auf die zweifelnde Frage des Hausherrn nochmals, er sei sein ganzes Leben Diener gewesen. Mein Vater wusste, wie man sich als Butler zu benehmen hat, sind wir doch auf unsern Ferienreisen immer in die großen Hotels gegangen. Meine Eltern haben gut verdient. 1948 haben sie dann beschlossen, nach Israel zu gehen. Als mein Vater kündigte, sagte ihm der Hausherr, er habe gewusst, dass er kein Butler sei.

Der Vater hat dann in Naharija noch einmal eine Praxis übernommen. In den Kibbuzim der Umgebung fanden sich ehemalige Patienten aus Frankfurt und Berlin, die dafür sorgten, dass er Kunden bekam. 1952 bekam er jedoch einen neuen Herzanfall, 1953 ist er dann gestorben. Ich selbst habe 1945 geheiratet, als Mitgift bekam ich noch ein Kind mit, von mir kamen dann noch drei dazu. Mein Mann kam aus Berlin, geboren ist er in Nürnberg, seine Eltern stammen aus Polen. Er war bei den Habonim*, einem linkssozialistischen zionistischen Jugendverband. Er ist schon 1933 in Palästina eingewandert, nach Jagur bei Haifa, dem 21. Kibbuz, mit einer handwerklichen Schule. Mit drei Partnern betrieb er hier eine Tischlerei. 1939 ist er nach Berlin gefahren, um seine drei Schwestern herauszuholen. Es war leider vergeblich. Die ältere Schwester war 1936 zur Makkabiade nach Palästina gekommen, das war eine Art Gegenolympiade. Sie ließ sich jedoch nicht überreden, zu bleiben. Ihr Mann forderte sie auf, zurückzukommen. Er hatte das eiserne Kreuz 1.Klasse, war Turnlehrer und fühlte sich damit sicher. Sie sind später als erste abgeholt und umgebracht worden. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Erst ist der Mann weggebracht worden, die Todesnachricht wurde noch offiziell übermittelt. Dann wurde auch der Sohn abgeholt. Da hat sich die Frau freiwillig gemeldet und ist mit ihrer Tochter mit dem Sohn mitgegangen, so sind alle in Auschwitz umgekommen. Ebenso erging es der jüngeren Schwester mit insgesamt drei Personen. Die mittlere Schwester, Regina Weiß, war härter als die andern, sie ist mit Mann und achtjähriger Tochter in den Untergrund gegangen. Die Ärmsten der Armen haben sie aufgenommen und von Hand zu Hand weitergereicht. Im Winter haben sie in Laubenkolonien übernachtet, alle drei in einem Bett. Auf dem schwarzen Markt haben sie sich versorgt. Dort ist ihr Mann kurz vor Kriegsende noch erwischt und dann umgebracht worden. Das Mädchen ist im Untergrund mit neun Jahren schwer erkrankt, an Typhus oder so etwas, sie hatte 42 E Fieber. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht und musste dort ihre Tante Mutter und ihre Mutter, wenn sie zu Besuch kam, "Tante" nennen. Den Krankenschwestern fiel das schon auf, dass die Tante sich mehr um das Kind kümmerte als die Mutter. Das Kind war wirklich überfordert, aber es ging gut. Nach Kriegsende hat Regina mit ihrer Tochter noch zwei Jahre in einem DP-Camp gelebt. 1947 sind sie nach Israel eingewandert. Sie haben ein bis zwei Jahre hier gelebt, dann sind sie nach Berlin zurückgefahren. Sie hat noch eine Prüfung als Rechtsbeistand abgelegt und ein eigenes Büro in Berlin aufgemacht. Sie war eine hochintelligente Frau. Leider ist sie 1983 an Krebs gestorben. Die Tochter hat Jura studiert. Sie hat die Mutter bis zu ihrem Tode gepflegt und dann erst geheiratet. Da war sie schon 50. Die Erlebnisse des Untergrunds sind nicht spurlos an ihr vorbeigegangen. Sie war sehr intelligent, aber sie musste wiederholt in psychotherapeutische Behandlung. Ihr Mann stammte auch aus Berlin, war mit 14 Jahren nach England gegangen, zur Tante. Er hat dort studiert, und hat einen englischen Namen angenommen. Er diente dann

in der Armee und wurde nach dem Krieg als Versorgungsoffizier für die britischen Truppen nach Berlin geschickt. An der Frau hat er wahre Wunder vollbracht.

Yoram (Paul) Nußbaum (Kfar Menachem) berichtete über Franz Gumpert am 21.11.1996:

Ich wurde am 27.3.1920 in Berlin geboren, zwei Tage nach Franz Gumpert. Wir waren gleichaltrig und gleichgesinnt. Wir lernten uns in Berlin im „Bund der Werkleute“ kennen. Zu Weihnachten 1934 wurde ich aus der Schule, dem „Kaiser Friedrich II. Reformgymnasium“ geworfen. Ging dann für zwei Jahre auf Hachschara nach Neuendorf. Damals konnte ich nicht auswandern, weil mein Vater nicht bereit war, die erforderliche Einwilligung zu geben. Es gab einen furchtbaren Krach mit meiner Mutter, die mir die Bescheinigung geben wollte, doch mein Vater blieb hart. Ich bezog dann, im April 1937, in Frankfurt (Main) ein Beth Chaluz (Pionierhaus) in der Wöhlerstr.13 und begann eine landwirtschaftliche Ausbildung. In Frankfurt fanden sich drei „Werkleute“ zusammen, Franz Gumpert, Erich Marx (Emu) und ich. Ich bin der einzige, der von den Dreien überlebt hat. Um mit der Jugend-Alijah herauszukommen brauchte ich nach wie vor die Einwilligung des Vaters, die er nicht gab. Er war deutsch bis auf die Knochen. Mein Vater hatte gute Beziehungen zur Polizei, die schützten ihn auch während der Kristallnacht vor der Verhaftung. Die Eltern blieben in Deutschland und wurden erst ganz am Schluss nach Riga deportiert und sofort nach der Ankunft erschossen.

In Frankfurt (Main) habe ich in der jüdischen Friedhofgärtnerei gearbeitet, bevor ich nach Holland ging. Wir drei trafen uns oft, haben mit der Frankfurter Gruppe der Kameraden auch Fahrten gemacht, Skiurlaube und dergleichen. Ein Ereignis ist dabei besonders im Gedächtnis haften geblieben. Wir verbrachten im Dezember 1937 mit ca. 30 Teilnehmern Mädchen und Jungen, einen Skiurlaub in Reichenbach Obersdorf im Allgäu, wo wir bei Bauern wohnten. Auf der Rückfahrt vor Weihnachten stiegen zahlreiche Adolf-Hitler-schüler aus den Ordensburgern in den Zug ein, die auch auf Urlaub

Nach Hause fuhren. Als sie feststellten, dass sich eine jüdische Jugendgruppe im Zug befand, wurden sie aggressiv. Sie griffen uns an und wollten uns mit der Parole: „Die Mädchen aus den Fenstern, die Männer aus den Türen!“ aus dem fahrenden Zug werfen. Es kam zu einer Schlägerei. Schließlich griffen auch die Bahnbediensteten ein, die nicht zulassen konnten, dass die Türen während der Fahrt geöffnet wurden. Wir haben uns gut zur Wehr gesetzt, die Mädchen von den Türen weg hinter uns an die Fenster geschoben. Als der Zug schließlich in Kempten hielt, stiegen wir aus, denn angesichts der erdrückenden Übermacht hatten wir auf die Dauer keine Chance. Es hätte zu Mord und Totschlag kommen können. Bei dieser

Gelegenheit zeichnete sich Franz Gumpert durch geschicktes und umsichtiges Verhalten aus, er benahm sich fantastisch.

Wir waren alle drei sehr sportlich, aber Franz Gumpert war körperlich bestens durchtrainiert, durch und durch gestählt und muskulös, eine eindrucksvolle Persönlichkeit. Wir haben gemeinsam längere Fahrten mit dem Rad oder Gewaltmärsche unternommen, in einer Nacht einmal so 100 km, er selbst ist jeden Tag kilometerweit gelaufen. Er hatte eine unglaubliche Kondition, war ein Führertyp, kraftvoll, straff, intelligent und geistig rege, er strahlte ein gewisses Charisma aus. Ein Wahlspruch von ihm war: "Besser die Saite reißen zu hören als nie den Bogen zu spannen". Franz war ein großer Heinrich George-Fan, auch Rilke und Hermann Hesse schätzte er sehr. Halbe Nächte lang hat er auswendig zitiert. In Frankfurt hörten wir Vorlesungen bei Martin Buber, waren begeistert. Es geht mir nicht aus dem Kopf, warum es ihn als den Ersten traf.

Ich konnte mit einigen Schwierigkeiten im Juni 1938 nach Holland ausreisen, Franz kam ein halbes Jahr später nach. Wir trafen uns wieder im Hachschara-Zentrum in Wieringen in Nordholland, nicht weit entfernt von Den Helder, haben zeitweise in einem Zimmer gewohnt. Franz Gumpert hat meist in der Tischlerei gearbeitet, die leitete ein deutscher Kommunist Martin Hirsch, ein prächtiger Mensch. Wenn es nötig war, arbeitete er auch in der Landwirtschaft mit. Ich wurde beim Bau des großen Abschlussdeiches eingesetzt. Zwischen Februar und Juli 1939 sollten immer wieder Transporte nach Palästina abgehen, doch kamen sie aus irgend-welchen Gründen nicht zu stande. Erst Gideon Raphael, der später Vertreter Israels bei der UNO war, hat dann für uns den Transport organisiert, er hat in Dänemark einen Dampfer „Dora“ von 800 Brt gechartert und für 500 Personen Notunterkünfte einrichten lassen. Außerdem sollte das Schiff auch eine Ladung mitnehmen, sozusagen als Tarnung, der Personentransport nach Israel war illegal. Auch Franz Gumpert sollte auf die Liste, er lehnte jedoch ab, mitzugehen, weil seine Freundin noch nicht herausgekommen war und er sie nicht sitzen lassen wollte. Wir haben uns sehr bemüht, ihn mitzunehmen, auch die zionistische Führung war daran interessiert. Wir haben zutiefst bedauert, ihn nicht umstimmen zu können. Er blieb dort, bis die Deutschen Holland besetzten. 1941 ist er nach Mauthausen geschickt worden und dort zwei Wochen später „gestorben“. Über die Einzelheiten unterrichtet ein niederländisches Gedenkbuch. Von den Werkleuten in Holland sollen insgesamt 175 umgekommen sein.

Unser Schiff fuhr am 12. Juli mit 500 Insassen (außer der Besatzung) von Amsterdam ab, nach einer langen Irrfahrt unter unbeschreiblichen Zuständen sind wir zwei Wochen vor Ausbruch des Krieges in Palästina angekommen. Er ging dann zur britischen Armee und kam als Sergeant nach Kriegsende zurück nach Palästina. Im Befreiungskrieg 1948/49 hat er sich

freiwillig gemeldet und ist bei dem vergeblichen Versuch, Gush Ezion in der Westbank zu entsetzen, gefallen. So bin ich der einzige Überlebende aus unserm Trio.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
PAUL GUMPERT
JG. 1888
„SCHUTZHAFT“ 1938
SACHSENHAUSEN
FLUCHT 1942
PORTUGAL
KUBA

HIER WOHNTE
EVA GUMPERT
VERH. ZWIEBEL
JG. 1924
FLUCHT 1939
HOLLAND
1940 PALÄSTINA

HIER WOHNTE
FRANZ GUMPERT
JG. 1920
FLUCHT 1939
HOLLAND
VERHAFTET/DEPORTIERT
MAUTHAUSEN
ERMORDET 11.8.1941

3. Bardelebenstraße 10 - heute: Bardelebenstraße 10

Ignatz Wollamn, Esfira Esther Wollmann, Max Wollmann, Heinz Wollmann und Martin Wollmann (Prof. Dr. Lotter und Carsten Höft)



Historische Aufnahme der Bardelebenstraße in Frankfurt (Oder)

Auf der Liste der stimmbfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird Ignatz Wollmann als Schneidermeister geführt.

Auf den „Verzeichnissen der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder)“ des Jahres 1935 und o. D. wird Ignatz Wollmann unter der Rubrik „Schneider“ als „Herrenschneiderei“ in der Bardelebenstraße 10 geführt.

Auf der „Volkszählungsliste vom 17.05.1939 für Frankfurt (Oder)“ Ignatz Wollmann, Esfira Esther Wollmann, Max Wollmann, Heinz Wollmann und Martin Wollmann nicht erfasst.

Ignatz Wollmann wurde am 09.11.1938 unter der Häftlingsnummer 012597 im KZ Sachsenhausen im Häftlingsblock 57 inhaftiert und wurde am 12.12.1938 entlassen.

Heinz Wollmann wurde am 09.11.1938 unter der Häftlingsnummer 012621 im KZ Sachsenhausen im Häftlingsblock 37 inhaftiert und wurde am 29.12.1938 entlassen.

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) sind Ignatz Wollmann, Esfira Esther Wollmann, Max Wollmann, Heinz Wollmann und Martin Wollmann nicht verewigt.

Prof. Dr. Friedrich Lotter hat in seinem bisher noch nicht veröffentlichten Buch „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) - dankenswerterweise dem Projekt STOLPERSTEINE Frankfurt (Oder) zur Verfügung gestellt, dass hier auszugsweise mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Friedrich Lotter veröffentlicht werden darf:

**Familie Ignaz und Esfira Wollmann,
Bardelebenstr.10.**

Wollmann, Ignatz, *1891 in Minsk; em. 1939 Palästina, x 1980 Tel Aviv; W., Esfira Esther, geb. Kowarskaja, *xxx in Witebsk, x 1963 Tel Aviv; W., Max, *1919 in Ffo., em. 1936 Palästina, x 1971 Tel Aviv; W., Heinz, *1920 ebd., em. 1939 ebd., x 2003; W., Martin, *1926; em. 1939 ebd., x 1994 in Lawrence (Kansas).

Berichte von Heinz Wollmann 1995-1997

Ich wurde 1920 in Ffo als Sohn des Schuhmacher Ignatz W. und dessen Frau Esfira Esther Kowarskaja geboren. Mein Vater kam 1914 als russischer Kriegsgefangener nach Frankfurt. Im Lager hat er in der Schneiderei gearbeitet und wurde schließlich Leiter der Handwerkerstube. Er verstand sich gut mit dem Lagerkommandanten Major Baron von Waldenfels, mit dem ihn auch nach Kriegsende bis zu dessen Tod eine enge Freundschaft verband. Ein Gutachten des Majors und des Hauptmanns d.L. und Stadtrats Talges anlässlich

des Antrags auf Einbürgerung bescheinigt am 22. Februar 1921, daß mein Vater im Lager sich stets "deutschgesinnt gezeigt" habe. Auf Verfügung der Inspektion der Gefangenenlager wurde er frühzeitig zur freien Arbeit aus der Gefangenschaft entlassen "bis zu seiner Einbürgerung in Deutschland". Diese Einbürgerung sollte allerdings nie erfolgen, der Antrag wurde nach mehr als zehnjähriger Verzögerung noch am 20.8.1932 durch Bescheid des (kommissarisch eingesetzten) preußischen Innenministers abgelehnt. Im November 1918 durfte mein Vater

jedoch noch nach Russland reisen, um seine Verlobte aus Witebsk zu holen. Dort hatte ihr Vater eine Streichholzfabrik. Das Paar wurde noch in Witebsk getraut.

Meine Mutter kam nun nach Deutschland, ohne ein Wort deutsch zu sprechen. Doch hat sie das dann bald gelernt. Mein Vater hat dann eine eigene Maßschneiderei eröffnet, zuerst in der Kleinen Scharnstraße (6). Sie hatten damals eine Hilfe, eine Frau Bölke, deren Mann auch ein Vorgesetzter der Gefangenen gewesen war. Das Geschäft ging sehr gut, so daß wir bald in einen größeren Laden in der Großen Scharnstraße (80) umziehen mußten. 1925 war auch dieses Geschäft zu klein, wir zogen in ein noch größeres Haus in derselben Straße (33), wo wir drei Schaufenster hatten. Auch diese Räume ließ mein Vater mehrmals modernisieren. Hier arbeiteten sieben Angestellte und ein Buchhalter, Herr Wuttig. Auch meine Mutter war täglich im Geschäft tätig. Wir hatten sehr viele Kunden, wir stellten nicht nur Anzüge, sondern auch Hemden und Krawatten her, boten auch Damenmoden an. 1931 hat mein Vater dann das große Wohn- und Miethaus in der Bardelebenstraße (10) gekauft. Er verdankte das alles seinem Fleiß, doch war er auch ein Geizkragen, der sich und der Familie nichts gönnte.

Mein Vater war sehr beliebt, hatte viele Freunde, auch unter Nichtjuden. An erster Stelle war Baron von Waldenfels ein Hausfreund der Familie und ständiger Gast meiner Eltern. Nach seiner Entlassung lebte er weiterhin in Frankfurt, er wohnte bei einer Handnäherin meines Vaters als Untermieter. Nach dem Krieg ging es ihm wohl nicht besonders gut. Seine Frau war vor einiger Zeit gestorben, er hatte noch einen Sohn, der wohl ein Taugenichts war. Sonst begleitete ihn nur sein Dakel, bis auch der starb. Am Freitagabend kam er stets zum Kiddusch, am Samstag zum Essen. Meine Mutter nannte er immer "Maruschka, die Kosakenbraut". Ich erinnere mich noch an ein Erlebnis mit ihm. Am Jom Kippur müssen Kinder bei der Seelenfeier die Synagoge verlassen, da nur Angehörige, die einen nahen Verwandten verloren haben, dabei sein dürfen. Ich ging nun ins Tageskino in der Schmalzstraße, das war natürlich ein Sakrileg. Als der Gottesdienst zuende war und meine Eltern mich nicht sahen, ahnten sie das wohl, doch durften sie das Kino nicht betreten. Da mußte der Major helfen, er kam und holte mich aus dem kino heraus. Als er an einem Wochenende weder am Freitag noch am Samstag erschien, beauftragte mich mein Vater, nachzusehen, was mit dem Herrn Major los sei. Ich ging hin, da fand ich ihn auf dem Boden liegend, er war schon tot.

Wir Kinder wurden von einem Kindermädchen betreut. Ich besuchte den Kindergarten und die Volksschule, nach Beendigung der vierten Klasse ging ich mit zehn Jahren zur Mittelschule. Ich war immer einer von den guten Schülern, bis 1933. Plötzlich ließen mich meine Mitschüler merken, daß es ihnen verboten war, mit mir zu verkehren. Die Kinder weigerten sich, mit einem Juden auf derselben Bank zu sitzen. So mußte ich allein in der ersten Reihe sitzen. In der Pause durfte ich nicht auf den Schulhof gehen, und auf dem Heimweg lauerten mir oft

mehrere Kinder auf und verprügelten mich. Mit der Zeit fingen auch die meisten Lehrer an, mich zu pisacken. Keine meiner Schulaufgaben war mehr gut, jede Antwort war falsch, und was ich nur machte, war schlecht. Der Französisch-Lehrer P. zog mich an den Schläfenhaaren und nannte mich nur noch: "Wollmann, der Jude!" Er beschimpfte mich: "Sie sind ein Idiot, ein jüdischer Idiot!" Trotzdem hatte ich immer noch nicht jüdische Freunde, jedenfalls Kontakte. Es gab welche, die sagten, es sei schade, dass wir nicht mehr miteinander spielen könnten. - Andere Freunde gaben mir mit den Augen Zeichen, dass sie zu mir hielten. Meine Eltern beschlossen jedoch, mich von der Mittelschule abzumelden, und schickten mich auf ein Privatschulwesen, das Pädagogium Traub. Der Direktor war der Bruder von Otto Gebühr. Dort war es am Anfang besser, aber bald ließ man mich auch hier wissen, dass ich kein Mensch, sondern ein Jude und unerwünscht sei. So blieb nichts übrig als mich auch von dieser Schule abzumelden. Meinen Wunsch, das Abitur zu machen, musste ich aufgeben.

In der Zwischenzeit hatte sich auch die Geschäftslage verändert. Am 1. April 1933 wurden die Scheiben des Geschäfts eingeschlagen, SA-Männer standen vor der Tür und hielten die Kunden ab. Mein Vater entschloss sich, die Angestellten zu entlassen und auch das Geschäft in die Bardelebenstraße zu verlegen. Er führte es hier im kleineren Rahmen mit meiner Mutter weiter. Ich habe selbst gesehen, dass er für frühere Kunden noch SA-Uniformen herstellte.

Ich wollte nun Elektroingenieur werden und sollte zu diesem Zweck auf Rat meines Vaters erst eine Lehre als Elektrotechniker absolvieren. In Frankfurt fand sich jedoch kein Meister, der bereit war, mich aufzunehmen. Wir erfuhren jedoch, dass in Cottbus eine Stelle frei war, und mein Vater setzte sich mit dem Meister in Verbindung. Dieser war bereit, mich für eine Probezeit von drei Monaten einzustellen. Die Lehre machte mir viel Freude, mein Lehrmeister war mit mir höchst zufrieden, was er auch meinen Eltern schrieb. Als die Probezeit um war, setzte er einen Lehrvertrag auf drei Jahre auf. Dieser wurde nun zwecks Genehmigung und -Eintragung an die Handwerkskammer geschickt. Diese sandte ihn jedoch mit dem Bescheid zurück, daß Lehrlinge mosaischen Glaubens nicht in die Berufsschule aufgenommen werden und daher der Lehrvertrag nicht genehmigt werden könne. Ich musste die Lehrstelle also wieder verlassen und zurück nach Frankfurt gehen. Auch hier waren alle weiteren Bemühungen, eine Lehrstelle als Elektrotechniker zu finden, ergebnislos.

Daher musste ich notgedrungen nun das Schneiderhandwerk bei meinem Vater erlernen, Er war ein sehr strenger Meister, und ich habe die Schneiderei stets gehaßt. So wurde ich immer aufsässiger. Ich fühlte mich in allem meinem älteren Bruder gegenüber benachteiligt. Mein älterer Bruder feierte 1932 seinen Bar Mizwah, da wurde er mit Geschenken überhäuft, bekam Ski-Bretter und ein Fahrrad und so weiter. Als ich im September 1933 Bar Mizwah wurde, waren wir nur in der Synagoge, es gab keine weitere Feier, da sich damals schon nicht mehr

als drei Juden versammeln durften. Ich bekam auch nur ein Geschenk von einem Nachbarn, der in unserm Haus wohnte, Herrn Heine, ein dikes Buch "Der dreißigjährige Krieg", das ich allerdings mit Begeisterung verschlang.

Mein älterer Bruder, der auf das Friedrichsgymnasium ging, war inzwischen schon in Palästina. Unser Vater hatte ihm ein Kapitalistenzertifikat für 1000 Pf. gekauft, und ihn zur Max Fain-Schule geschickt, wo er Feinmechanik lernte. Vater war schon 1935 einmal nach Palästina gereist, um sich umzusehen. Doch alle Kunden versicherten ihm, ihm würde nichts passieren, er sei ein arbeitsamer Mensch, deshalb brauche er sich keine Sorgen zu machen. Das war alles ein Traum, den die Kristallnacht endgültig zerstörte.

Am 10. November gegen vier Uhr morgens wurde wie wild an unsere Wohnungstür gebummert, wir hörten ein Gebrüll: "Sofort aufmachen!" Zwei SS-Männer in schwarzen Uniformen standen davor. Ich glaube, der Hausmeister, der unten wohnte, hat sie ins Haus gelassen. Der hat wohl mit ihnen zusammengearbeitet. Als erstes warfen die SS-Männer die Standuhr um, dann fegten sie aus dem Buffet die Gläser auf den Boden. Mein Vater rief: "Wie benehmen Sie sich hier!" Meine Mutter: "Was erlauben Sie sich mit meinem Geschirr!" "Halten Sie die Schauze! war die Antwort. Einer ging mit erhobener Hand auf meine Mutter zu, wie um sie zu schlagen, da ergriff ich einen Stuhl und ging auf den Mann los. Er fing den Stuhl ab, und nun nahmen sie nicht nur meinen Vater, sondern auch mich mit: "Dir frechem Judenlummel werden wir's zeigen!" Man hat uns dann ins Gefängnis unten an der Oder gebracht. Auf dem Weg sahen wir, dass die Synagoge brannte. Im Gefängnis waren schon die meisten der Frankfurter männlichen Juden, ich war der einzige junge Jude, eingesperrt, weil ich den SS-Mann angegriffen hatte. Ein paar von den Verhafteten wurden bald wieder entlassen, so der Herr Baruch, weil er Zucker hatte. Später habe ich angenommen, daß uns die schwarze SS abholte, weil die SA sich weigerte, uns etwas anzutun. Wir waren zu beliebt.

Zwei Tage später wurden wir auf einen Lastwagen geladen. Vor dem Abtransport wurde ich noch einmal furchtbar verprügelt, sie hefteten mir einen Zettel an "Frecher Judenbengel", und instruierten die Leute, die uns ins KZ bringen sollten, daß ich eine "Sonderbehandlung" bekommen sollte. Kaum waren wir in Sachsenhausen (Oranienburg) angekommen, erschienen mit Holz- und Gummiknüppeln bewaffnete Wachleute, die uns vom Wagen herunterprügelten. So fing das Ganze an. Wir kamen in eine Baracke, mußten uns ausziehen und wurden erst einmal kahlgeschoren. Das war für mich das schlimmste. Dann wurden wir abgeduscht und mit irgendeinem Zeug besprüht. Dann bekam ich die gestreifte Uniform und eine Mütze. Die Mütze habe ich nie mehr abgenommen, weil ich mich schämte, so ohne Haare, ich war so stolz auf meinen Lockenkopf gewesen. Unter den Bewachern traf ich einen ehemaligen Mitschüler von der Mittelschule, Bubi K., der ein primitiver Schlägertyp war, er

hatte mich schon in der Schule öfter verprügelt. Einmal wollte er von mir Schularbeiten abschreiben, was ich ihm verweigerte. Dafür rächte er sich jetzt. Immer wieder wurde ich verprügelt.

Jeden Morgen hatten wir um 5 Uhr Zählappell, jeder wurde mit Nummer ausgerufen, wir mussten ewig lange stramm stehen. Dann ging es zur Arbeit. Ich wurde zur Arbeit in den Klinkerwerken eingeteilt, das war Schwerstarbeit. Ich musste einen langen Weg schwere Zementsäcke schleppen. Da ich inzwischen schon schwach war und unter Schmerzen litt, die durch die Schläge verursacht waren, brach ich mehrmals zusammen. Ich wurde dann mit dem Gewehrkolben traktiert, bis ich wieder aufstand und mich mit letzten Kräften weiterschleppte. Als ich auch am 22. Dezember mit dem Sack stürzte, schrie der Posten: Steh auf, Du Saujude!" Als es nicht so schnell ging, donnerte er mir den Gewehrkolben so ins Gesicht, daß die Nase eingeschlagen, alle Vorderzähne ausgeschlagen wurden. Zwei Mithäftlinge rissen mich hoch und schlepten mich in die Baracke. Die Wunde entzündete sich und vereiterte, doch als ich mich krank meldete, wurde ich zur Kommandantur bestellt und dort wieder geschlagen, ein Lazarettaufenthalt wurde abgelehnt. Meine Kopfschmerzen wurden immer schlimmer, hinzu kam eine Erkältung. In dieser Zeit wurde ich neunmal zur Kommandantur bestellt und stets misshandelt. Als im Januar hoher Schnee lag, musste ich sechs Stunden nackt im Schnee liegen. Das war zu dieser Zeit die "Sonderbehandlung". Ich glaubte damals das nicht überleben zu können. Pastor Niemöller, der in einer andern Baracke untergebracht war, hat mir damals wohl das Leben gerettet. Er hat sich rührend um mich gekümmert. Zunächst besorgte er mir Medikamente. Morgens musste ich zum Appell, dann hat er mich jedoch solange in seiner Baracke versteckt, bis die Wunde verheilt war. Er sagte:"Ins Lazarett gehst Du nicht, da kommst Du nie wieder raus!" Ich ging dann wieder zur Arbeit in die Klinkerbaracke. An meine Mutter durften wir jede Woche oder alle 14 Tage eine Karte schreiben. Ich schrieb die 2. Karte an meine Jugendliebe, die 3. an einen Freund der Halbjude war, G.J. Der Vater war Christ, die Mutter Jüdin. Der Brief kam jedoch zurück mit dem Vermerk "Annahme verweigert!". J. ist dann nach Amerika ausgewandert.

"Ich habe die Erlebnisse in Sachsenhausen immer verdrängt, habe niemals davon erzählt, - wollte mich nicht daran erinnern. Jetzt kommt das alles plötzlich zurück. Viele haben es nicht geschafft, hier wieder herauszukommen. Hier war der Stacheldrahtzaun, er war mit Elektrizität geladen, viele haben sich das Leben genommen, indem sie da hinein gingen. Am Tor war ein Schild ‚Arbeit macht frei‘, das war aber viel größer, das hier ist nur nachgemacht. Dort war die Kommandantur, meine Baracke war nahe am Eingang. Rasen war damals nicht hier, alles war matschig und hat gestunken. Ich glaube, ich war in Baracke 54, oder 52, genau weiß ich das nicht mehr. Am Anfang haben wir Sand geschaufelt, von einer Ecke in die andere, immer im

Kreis herum. Da habe ich zum ersten mal hebräische Worte gelernt. Meinem Vater ist es gelungen, hier in die Schneiderei zu kommen, er hat Uniformen für die Kommandantur genäht. Dann mussten wir zu den Klinkerwerken zur Arbeit marschieren, eher im Laufschrift, etwa einen km, und mussten dabei ein Lied singen, das mir heute zum ersten mal wieder eingefallen ist: 'Seht, da kommen die Juden her, aus Palästina mit dem Holzgewehr, keine Angst, das schießt ja nicht, weil es von den Juden ist. Jude wallewallewalleri hahahaha, lauft schon, Scheißjuden, lauft schon!' Wer nicht sang, wurde geschlagen.

Dort waren die Aborte, wenn einer dort zu lange saß, hat man ihn hineingeworfen, da sind einige ertrunken in der Scheiße. Papier dafür gab es natürlich nicht, eine Zeitung war ein Schatz, die tat man in die Schuhe, es war ein hervorragendes Mittel gegen kalte Füße. In diesem Haus war ich auch, da hat man mir mit der Zange eine Fingerspitze abgequetscht. Weil meine Eltern Russen waren, sagte man, ich sei Kommunist. Hier war der Strafvollzug. Wir mußten stundenlang dabei stehen und zuschauen. Dort waren die Blöcke, wo man verprügelt und anschließend am Pfahl aufgehängt wurde. Wenn jemand etwas getan hatte, was gegen ihre Befehle war, dann banden sie ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und hängten ihn hier oben an den Balken, manche sind dabei erfroren. Ich habe auch gesehen, wie man Leute in den Bunker hineingesteckt hat, vorher haben sie sie noch geprügelt. Dort der Wachturm ist nicht mehr das Original. Dann gab es hier noch die entsetzlichen Schäferhunde, die die ganze Nacht gebellt haben. Dort musste ich zur Strafe sechs Stunden nackt im Schnee liegen. Als ich das für die "Wiedergutmachung" angab, hat man das nicht geglaubt, bis mir aus Yad Vaschem bescheinigt wurde, das es diese Strafe in Sachsenhausen gab. Es gab normalen und schweren Arrest. Hier hat mir Pastor Niemöller geholfen, er war ein wahrer Samariter. Hier ist das Haus, wo er mich hineingeschmuggelt hat, das hat mir das Leben gerettet."

Eines Tages im Januar wurden dann die Nummern meines Vaters, von Georg Stein und einigen andern zur Entlassung aufgerufen. Ich dachte schon, dass ich nie mehr herauskommen würde. Erst am 27. Februar wurde plötzlich auch meine Nummer aufgerufen, ich bekam meine Sachen zurück und eine Bahnkarte bis Berlin. Ich musste eine Bescheinigung unterschreiben, nie darüber zu reden, was ich im KZ erlebt hatte. Man drohte mir an, man würde mich in der ganzen Welt finden, wenn ich nicht gehorche. Ich habe das damals auch geglaubt. Ich bin

dann nach Berlin gefahren, wusste aber nicht, wie ich nach Frankfurt kommen sollte. Da erinnerte ich mich an einen Kunden meines Vaters, einen Schuldirektor, der nach Berlin gezogen war, und dessen Adresse ich kannte. Ich bat ihn um Hilfe, und er gab mir 20 M, riet mir aber, über Hinterhöfe gleich zum Bahnhof zu gehen. Von Berlin aus rief ich zu Hause an, daß ich entlassen sei.

Regierungsrat Dr. Walther Nethe, auch ein Kunde und Freund meines Vaters, hatte sich persönlich beim Regierungspräsidenten für mich eingesetzt, und dieser hat dann bei der Gestapo unter Hinweis auf mein jugendliches Alter meine Entlassung erwirkt. Herr Dr. Nethe hat mich dann auch am Bahnhof abgeholt. Ich hatte immer noch ziemliche Schmerzen an den Kiefern und Nebenhöhlen. Ein Arzt wurde geholt, der mich behandelte, Dr. K. Zirwer. Er verlangte, daß ich ins Krankenhaus gebracht werde, doch meine Eltern wollten nichts davon wissen. Ich mußte mich jeden Morgen bei der Gestapo melden. Dieselben Gestapoleute, die mich verhaftet hatten, verspotteten und schlugen mich dort. Nach ein paar Stunden durfte ich gehen, doch drohte man mir an, mich wieder ins KZ zu bringen, wenn ich Deutschland nicht innerhalb von 30 Tagen verlassen hätte. Inzwischen hatte meine Mutter mit dem Hausnachbarn, dem Sturmbann-Führer Sch.-R., ein Geschäft vereinbart. Er hatte versprochen, für die Ausreise der Familie zu sorgen, wenn ihm das Haus überschrieben würde. Er hatte schon lange ein Auge auf das Haus geworfen. Christliche Freunde rieten meiner Mutter, sie sollte es tun. Genau vier Tage, nachdem mein Vater aus dem KZ gekommen war, erfolgte der Eintrag im Grundbuch. Am 3. März reisten wir von Frankfurt nach Berlin. In der Meineckestr. 10 wurde alles geregelt, Federmann und Ginsburg hatte für uns einen illegalen Transport organisiert, der ein Vermögen kostete. Kinder durften da nicht mit, aber ich galt schon als Jugendlicher. Mein jüngerer Bruder Martin konnte dagegen nicht mit. Er blieb allein in Berlin zurück, mit 9 1/2 Jahren. Wie er mir später gestand, hat er seine Eltern dafür gehaßt, daß sie ihn allein zurückließen. Meine Eltern hatten für ihn jedoch 3000 M. für Ausbildung und Jugendaljah bezahlt und waren sicher, daß er bald nachkommen würde, was dann auch geschah. Ich habe ihm später immer gesagt, er solle sich einmal in die Situation von Eltern hineinversetzen die plötzlich vor derart schmerzliche Entscheidungen gestellt werden, in denen es um Tod oder Leben der einzelnen ging. Außerdem war seine Ausreise so gut wie sicher, während das Gelingen der unsrigen durchaus fraglich war.

Unser Transport hatte gefälschte Visa für Panama. Er wurde in Deutschland noch von der Gestapo geleitet. Wir fuhren erst von Berlin nach Wien, dort waren wir noch einmal eine Nacht im Gefängnis. Von dort ging's dann mit der Bahn nach Dubrownik. Als wir an der Grenze waren, machte mein Vater etwas, was ich ihm nie verzeihen habe. Er ging zweimal auf die Toilette, und nachher zeigte er mir ein silbernes Fischbesteck, dass er während der Kontrolle dort versteckt und so gerettet hatte. Als ich ihn fragte, wie er wegen dieses Bestecks uns alle gefährden konnte, sagte er nur: "Das kannst Du nicht verstehen!" Ich habe es auch nie verstanden.

In Dubrownik wartete ein kleiner Fischdampfer auf uns, der vielleicht für 100 Leute Platz geboten hätte. Wir waren aber 487 Menschen an Bord. Sowie wir abgelegt hatten, warfen wir

alle Pässe und Papiere ins Meer, damit die Engländer nicht wissen konnten, wer wir seien, und uns zurückschicken konnten, wenn sie uns schnappten. Die Zustände auf dem Schiff waren unbeschreiblich, wir lagen auf primitiven Bretterverschlagen. Es hat furchtbar gestunken, die sanitären Verhältnisse waren ganz unzureichend. Den ganzen Tag mussten wir unter Deck bleiben, damit die englischen Flugzeuge uns nicht entdeckten. Nur nachts durften wir an Deck und konnten uns mit Salzwasser abwaschen. Wir hatten nicht genug zu essen, und eine Anzahl von Leuten sind gestorben. Wir waren 21 Tage unterwegs.

Schließlich sahen wir eines Nachts Lichtzeichen, Morsezeichen, wir lagen vor Herzlia. Boote kamen, um die älteren Leute abzuholen, die andern mussten an Land schwimmen. Mein ganzer Besitz war ein Rucksack. Die Haganah hat uns erwartet, und wir sollten schnell vom Strand weg, weil die Engländer uns suchten. Wen sie erwischten, den brachten sie nach Zypern. Als ich an Land kam standen da jüdische Hilfspolizisten in braunen Uniformen. Ich war so durcheinander, dass ich glaubte, dass seien SA-Leute. Ich schrie: "Die Nazis sind hier!" und wollte sofort zurück aufs Schiff. Sie riefen nur "Leufts nich weg, mer sein Jidden!" Wir sind vom Ufer sofort im Laufschrift in einen Orangenhain geleitet und von dort im Gänsemarsch, einer nach dem andern, ohne ein Wort zu reden, zu einem Kibbuz gebracht worden. Unterwegs hörte ich ein Geschrei, als ob man jemand ermorde. Es war aber nur ein Esel. Im Kibbuz bekam ich eine Scheibe Brot mit Feigenmarmelade. Was Besseres habe ich in meinem ganzen Leben nicht gegessen. Ich habe dann noch eine 50er Pakung deutsche Zigaretten gegen palästinensische, Marke Butterfly, eingetauscht. Von dort aus wurde ich in den Kibbuz Jagur bei Haifa geschickt, meine Eltern nach Borochovo bei Tel Aviv. Wir bekamen alle illegale Papiere, denn wir hatten ja keine mehr.

Ich arbeitete im Kibbuz auf dem Felde, war aber gleichzeitig in ärztlicher Behandlung wegen der Kopfverletzung. Man fing an, meine Zähne zu sanieren, Kronen aufzusetzen, doch das hielt alles nicht, weil es noch immer vereitert war. Es gab ja noch keine Antibiotika, man bekam Sulfur, und das habe ich nicht vertragen. Auch sonst gab es viele Schwierigkeiten. Ich erinnere mich an anfängliche Missverständnisse mit dem Leiter der Feldarbeit. Er hieß Herzl mit Vornamen. Einmal gab er mir ein Zeichen mit der Hand, das verstand ich: Geh zurück! Er schrie: "Kimm scho. Biste meschigge!" Das Zeichen hieß: Komm her! Schließlich stellte man fest, daß ich Schneider war. Viele Kakhosen waren kaputt, und so wurde ich eingesetzt um alle Hosen und Hemden der Kibbuzniks zu reparieren. Ich hatte so viel zu tun, dass ich nicht am Sprachkurs teilnehmen konnte, Sie sagten, ich sollte im Winter Hebräisch lernen, wenn auf dem Felde nicht mehr gearbeitet wird. Als dann aber die ruhige Zeit kam, stellte man fest, dass ich auch als Elektriker geschickt war. Sie hatten nur einen Elektriker im Kibbuz, das reichte nicht aus. Als die Herbststürme kamen, mussten viele Leitungen erneuert werden. So kam es,

daß ich nie richtig Hebräisch gelernt habe. Durch meine Kinder habe ich später hebräisch sprechen gelernt, nicht aber lesen und schreiben. Noch heute werde ich damit konfrontiert, das ist mein Schicksal. Als ich später mal von USA aus einen Brief in hebräisch an meine Enkel schrieb, haben sie sich totgelacht. Ich kann nur mühsam buchstabieren. Ich war ein gutes halbes Jahr im Kibbuz.

Meine Eltern waren zunächst bei andern Leuten untergekommen, auf dem Hof in einer Art Hütte. Mein Vater hat dann bald wieder eine Schneiderei aufgemacht, am Rothschild-Boulevard, in der besten Gegend von Tel Aviv. Er sagte, er brauche gute Kundschaft. Er hat dort eine 4-Zimmer-Wohnung gemietet, und hat zunächst Schlafstellen abvermietet, damit er die Miete hereinbekam, bis das Geschäft lief. Einer schlief in der Werkstatt, einer im Korridor, einer in der Badewanne. Mein Vater arbeitete bei sich in der Wohnung. Er litt aber unter großen Rheumaschmerzen und bat mich, aus dem Kibbuz auszutreten und bei ihm meine Lehre zu beenden. So zog ich zu ihm, konnte aber außer Kost und Logis keinen Lohn beanspruchen. - Auch mein Bruder wohnte dort, später kam auch mein jüngerer Bruder, der wohnte erst in dem Kinderdorf von Ben Schemen. Um mir etwas Geld dazuzuverdienen, arbeitete ich zeitweise auf dem Bau und als Nachtwächter. Schließlich beendete ich die Lehre und arbeitete dann bei andern Schneidern als Gehilfe.

1941 habe ich meine Frau kennengelernt, Eva Agnes Byck, die Familie kam aus Hamburg. Mein Schwiegervater stammte ursprünglich aus Berlin. Meine Schwiegermutter war eine geborene Stein, ihr Bruder war Oberstaatsanwalt in Hamburg. Mein Schwiegervater war strikt gegen die Heirat seiner Tochter mit mir, weil ich "Ostjude" war. Ich habe noch einen Brief von 1942, in dem er mir jeden Verkehr mit seiner Tochter untersagte. Später, als sie starben, habe ich im Koffer eine Familiengeschichte gefunden. Daraus ging hervor, dass auch ihre Eltern alle Mitte des 19.Jhs. aus Polen oder Russland gekommen waren. Mein Schwiegervater war schon 1932 aus Deutschland ausgewandert, er hatte vorausgesehen, dass Hitler ganz Europa erobern würde. Er wollte nicht auf Umwegen auswandern. Von jüdischen Bräuchen hat er nichts gehalten. Er war Import-Export-Kaufmann, hatte Verbindung mit aller Welt. Er sprach neun Sprachen, doch hebräisch hat er nie gelernt, obwohl er sich Lehrer nahm. Die Tochter hat sich schließlich durchgesetzt, hat den Eltern angedroht, sie zu verlassen.

Wir haben 1943 geheiratet und haben sieben Jahre bei den Schwiegereltern gewohnt. Für das Zimmer zahlte ich Kostgeld. 1944 wurde unser ältester Sohn Ronnie geboren. Da ich mit dem Lohn eines Schneidergehilfen meine Familie nicht ernähren konnte, borgte ich mir Geld und machte mich selbständig. Ich annoncierte, dass ich Hosen und Jackets zum halbem Preis herstellte. Mir fehlte noch eine Menge an Kenntnissen, habe allmählich auf Kosten der Kunden gelernt. Wegen der Nachwirkungen meiner Kopfverletzung und ständiger Erkältung war ich

dauernd in ärztlicher Behandlung. im Jahr 1945 merkte ich plötzlich, dass ich auf dem rechten Auge nichts mehr sehen konnte. Dr. Jacoby stellte eine Sehnervenentzündung fest und überwies mich an Dr. Ticho, den besten Augenarzt in Jerusalem. Eine Röntgenuntersuchung ergab Schatten bei sechs Zähnen. Nachdem diese gezogen waren, stellte sich eine gewisse Besserung ein. Doch blieb ich in ständiger ärztlicher Behandlung. 1951 verschlimmerte sich mein Zustand wieder, und 1952 wurde ich an der rechten Kieferhöhle operiert. Die Entzündung klang dann ab, doch wurde die Sehkraft des rechten Auges nicht wiederhergestellt. Offensichtlich sind alles dies Folgen der Verletzung.

Die jahrelangen Behandlungen und die nachlassende Sehkraft des rechten Auges beeinträchtigten meine Tätigkeit. Ich hatte mir in der Ben Jehuda Straße eine Schneiderwerkstatt gemietet und Gesellen eingestellt. Meine Schwiegereltern haben mich schließlich akzeptiert, weil ich geschickt war und alle Handwerker ersetzte. Dennoch ließen mich Schwiegermutter und Schwägerin gelegentlich spüren, dass ich nur ein "Ostjude" war. Auf die Dauer konnte ich das nicht ertragen, meine Frau hielt zu mir, und eines Tages nahmen wir das Kind und zogen aus. Wir haben uns dann eine Wohnung in der Ben Jehuda genommen, der Schwiegervater half dabei, bestand jedoch darauf, sie nur zu mieten, obwohl ein Kauf auf die Dauer viel günstiger gewesen wäre. Boden und auch Wohnungen kosteten damals einen winzigen Bruchteil von dem, was sie heute wert sind. Die Schneiderei habe ich 25 Jahre gehabt, hatte zwei Gesellen bis 1967. Dann vermittelte mir ein Zufall eine neue Möglichkeit.

Die Schneiderei ist vorwiegend Saisonarbeit. Der Mann einer Freundin meiner Frau war freier Fotograf, er filmte im Auftrag von Firmen und bot mir an, ihm zu helfen. So habe ich ihm in der toten Saison drei Tage in der Woche beim Filmen geholfen. Er sagte mir: "Du bist geboren für diese Arbeit, warum vergeudest Du Deine Zeit mit der Schneiderei?" Schließlich habe ich als Assistent beim Filmen in Persien, Türkei im Auftrag von Rundfunk- und Fernsehstationen, ABC, NBC usw. mitgewirkt. Als wir in der Türkei waren, fing der 6-Tage-Krieg an. Als wir, der Kameramann und ich, sofort zurückkamen, erwartete mich der Direktor vom amerikanischen Fernsehen NBC und legte mir einen Vertrag für eine feste Anstellung vor. Die Schneiderei

habe ich zunächst noch weiter behalten, dort arbeiteten meine beiden Gesellen, einer aus Syrien, einer aus dem Irak. Sie arbeiteten ausgezeichnet. Später habe ich sie dann ausbezahlt.

Ich arbeitete also zunächst einige Jahre beim NBC. Dann machte das Deutsche Fernsehen ein Büro in Tel Aviv aus. Auch dort habe ich zunächst ausgeholfen. 1972 bat mich der Chef, Herr Edmund Gruber, zum ARD zu kommen. Sie brauchten jemand, der vom Filmen etwas verstand und zugleich Landeskenntnisse hatte. Ich fuhr erst nach Deutschland und absolvierte dort einen Kurs für Toningenieur. Das Büro in Tel Aviv, das Wolfgang Dern leitete, betreute

fünf Länder, die habe ich alle besucht. 1973 während des Jon Kippur-Krieges wurde ich zum Produktionsleiter ernannt, 1975 bekam ich eine feste Anstellung. Es war ein interessanter Beruf, den ich bis zu meiner Pensionierung 1985 ausübte. Herr Mühlfenzl hat mir bei der Pensionierung dafür gedankt, dass ich ihnen bei ihrer Niederlassung in Israel eine so wesentliche Hilfe war. Ich habe durch diese Tätigkeit eine Menge prominenter Leute kennen gelernt.

Mein Bruder Max hat in Frankfurt erst das Friedrichsgymnasium besucht. 1936 kam er nach Israel, wo er zunächst die Max Fain-Schule für Feinmechanik besuchte. Mein Bruder Martin war mit 9 1/2 Jahren zunächst in Berlin geblieben, wo meine Freundin Liselotte Meyerheim ihm Unterkunft bei Verwandten besorgt hatte. Unser Vater hatte ihn in Ben Schemen eingekauft. Dort wohnte er vier Jahre lang mit Shimon Perez in einem Zimmer zusammen. Nach dem Befreiungskrieg 1948 ist Martin nach Amerika gegangen, um Medizin zu studieren, denn hier konnte man das damals noch nicht. Er hat einen Studienplatz an der Universität Denver bekommen. 1949/50 fuhren die Eltern dorthin, um ihn zu besuchen. Er hat sie in New York abgeholt und ist mit ihnen nach Denver gefahren. Bevor er seine Wohnung betrat, eröffnete er den Eltern, dass er eine Nichtjüdin geheiratet habe. Für meine Eltern war das ein Schock.

Meine Mutter hatte damals schon Brustkrebs und ließ sich in den USA operieren. Doch war es schon zu spät. Sie hat sich noch jahrelang gequält und ist 1963 gestorben. Mein Vater hat noch einmal geheiratet, aber die 2. Ehe war nicht gut. 1980 starb er, mit fast 90 Jahren. Er hatte viel Geld gespart, hätte im Hilton leben können. Aber er hat gespart und gespart, sein Leben war Arbeit und Geiz.

Mein Bruder Max, der Feinmechanik gelernt hat, war zunächst beim britischen Militär. Als der Krieg ausbrach, haben wir beide uns gemeldet, doch wurde ich wegen meines Augenleidens nicht genommen. Er diente in Ägypten bei den Royal Engineers. Hin und wieder kam er nach Palästina zu Besuch. Er war damals schon verheiratet und hatte einen Sohn. Nach dem Krieg hat er in einer Fabrik in Tel Aviv gearbeitet, wurde schließlich Kompagnon des Besitzers. Sie haben Töpfe, später Warmwasserboiler hergestellt. Er starb schon 1971 an Gehirnschlag. Mein Bruder Martin hat sich auf Herzleiden spezialisiert. Er bekam zunächst in Philadelphia einen Posten als Leiter eines riesigen Hospitals. Er war ein Topmanager, doch unzufrieden, weil er nur andern Ärzten Anweisungen gab, er wollte lieber selbst heilen. So nahm er dann später einen Posten als Chefarzt in einem Hospital in Lawrence (Kansas) an. Dort hat er auch Eisenhower operiert. Später hat er sich bei einer Patientin mit einem unbekanntem höchst gefährlichen Virus angesteckt. Alle, die damit in Verbindung kamen sind elend gestorben. Mein Bruder war der letzte, er ist sechs Jahre lang gestorben, bekam zwei Schlaganfälle und immer

neue Krankheiten. Er hat sein eigenes Haus zum Spital umgebaut, in dem er im Rollstuhl herumfuhr. 1994 war es zu Ende.

Jetzt bin ich der letzte Überlebende. Die ganze Verwandtschaft in Russland ist nicht mehr auffindbar, eine Suchanzeige bei der Sochnut hatte keinen Erfolg. Ich habe drei gesunde Kinder und acht Enkel. Drei Enkeltöchter dienen jetzt in der Armee. Ich habe allen Kindern zu Häusern, Autos, Fernsehern verholfen.

Nach dem Krieg gab es noch ein Nachspiel. Ich bin einer der wenigen, die kein Grab in Deutschland haben, aber auch keine unmittelbaren Familienangehörigen zu beklagen hat, von denen er nicht weiß, wo sie geblieben sind. Ich habe viel mit Deutschen gearbeitet und nie einen Hass auf sie gespürt. Wir drei Brüder waren alle verschieden, der Älteste träumte hebräisch, der Jüngste englisch, ich aber denke und träume deutsch. Am 15. Dezember 1956 habe ich für mich, meine Frau und meine drei Kinder Ronnie, Edna und Karen die Einbürgerung in die Bundesrepublik Deutschland beantragt. Ich wusste nicht, dass für meine Frau, die mit ihren Eltern die deutsche Staatsangehörigkeit besessen hatte, und damit auch für mich als den Ehemann ein Rechtsanspruch auf Wiedereinbürgerung bestand. Im Juli 1981 hat mir die Botschaft der Bundesrepublik jedoch mitgeteilt, dass kein Anspruch auf Wiedereinbürgerung bestehe, da ich nie im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit gewesen sei. Denn ein in den Jahren 1931/32 beim Regierungspräsidenten in Frankfurt anhängiges Einbürgerungsverfahren meines Vaters für die Familie sei auf Bescheid des preußischen Innenminister am 20.8.1932 abgelehnt worden.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
IGNATZ WOLLMANN
JG. 1891
„SCHUTZHAFT“ 1938
SACHSENHAUSEN
FLUCHT 1939
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
ESFIRA ESTHER
WOLLMANN
GEB. KOWARSKAJA
JG. 1895
FLUCHT 1939
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
MAX WOLLMANN
JG. 1919
FLUCHT 1939
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
HEINZ WOLLMANN
JG. 1920
„SCHUTZHAFT“ 1938
SACHSENHAUSEN
FLUCHT 1939
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
MARTIN WOLLMANN
JG. 1926
FLUCHT 1939
PALÄSTINA

4. Fürstenwalder Straße 45 - heute: Fürstenwalder Straße 45

Hugo Pincus, Elsbeth Pincus, Susanna Pincus und Eva Pincus (Prof. Dr. Lotter und Carsten Höft)

Auf der Liste der stimmbfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925 wird Hugo Pincus nicht geführt.

Auf den „Verzeichnissen der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder)“ des Jahres 1935 und o. D. wird die Familie Pincus nicht geführt.

Auf der „Volkszählungsliste vom 17.05.1939 für Frankfurt (Oder)“ ist die Familie Pincus nicht erfasst.

Im Gedenkbuch der Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945 des Bundesarchivs Berlin gibt es den folgenden Eintrag zu Hugo und Elsbeth Pincus:

Pincus, Hugo

geboren am 01. April 1884 in Göritz a. d. Oder / Weststernberg / Brandenburg
wohnhaft in Berlin

Deportationsziel:
ab Berlin
26. Oktober 1942, Riga

Todesdatum/-ort:
29. Oktober 1942, Riga

Pincus, Elsbeth

geborene Lilienthal
geboren am 14. Juli 1889 in Berlin / - / Stadt Berlin
wohnhaft in Berlin

Deportationsziel:
ab Berlin
26. Oktober 1942, Riga

Todesdatum/-ort:
29. Oktober 1942, Riga

Auf der hölzernen Gedenktafel in der Gedenkstätte der Opfer der politischen Gewalt in Frankfurt (Oder) ist die Familie Pincus nicht verewigt.

Prof. Dr. Friedrich Lotter hat in seinem bisher noch nicht veröffentlichten Buch „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) - dankenswerterweise dem Projekt STOLPERSTEINE Frankfurt (Oder) zur Verfügung gestellt, dass hier auszugsweise mit Zustimmung von Herrn Prof. Dr. Friedrich Lotter veröffentlicht werden darf:

Familie Hugo und Elsbeth Pincus, Fürstenwalderstr.45.

Hugo Pincus, *1884 Göritz, dep. 1942; Elsbeth Pincus, geb.Lilienthal, * 1889 Berlin, dep. 1942; Alma Hanna Pincus; Susanna Stein (Shoshana Sela), geb.Pincus, * 1916 Göritz, em. 1936 Palästina; Eva Bollak, geb.Pincus, * 1919, em. 1938/9 England, später Schweiz.

**Gespräch mit Shoshana Sela, geb. Susanna Pincus,
Frau von Karl Sela (Stein), Hasorea, am 1.11.1995.**

Hugo Pincus wurde in Göritz an der Oder bei Küstrin um 1884 geboren. Meine Mutter war mit der Schwester meines Vaters zusammen in der Ausbildung, und als die beiden Mädchen dann einmal in den Ferien nach Göritz kamen, lernte mein Vater meine Mutter kennen. Sie stammte aus Berlin. Ihre Familie, Lilienthal, war eine große Familie, sie lebte in Karlsdorf. Ein Bruder meines Großvaters war Richter, der andere Rechtsanwalt. Als ich 6 Jahre alt war, starb mein Großvater. Die Großeltern väterlicherseits wohnten in Göritz. Mein Vater hat in den Dörfern mit Vieh und Getreide gehandelt. Mein Großvater hatte dort auch einen kleinen Hof mit Vieh und Feldern. Wir lebten dort, bis ich acht Jahre alt war, dann sind wir nach Frankfurt gezogen. Ich nehme an, dass meine Mutter es auf die Dauer in Göritz nicht aushielt. Ich weiß nicht viel über die Familie, denn darüber wurde nicht viel gesprochen. Wir konnten ja nicht wissen, dass wir uns nach meiner Ausreise nie mehr wiedersehen würden.

In Frankfurt habe ich dann bis zu meinem 15. Lebensjahr gelebt. Bis dahin hatte ich in der Grundschule und später am Lyzeum, der Kleist-Schule nur christliche Freundinnen aus meiner Klasse. Mit Juden hatte ich nicht viel zu tun, bis ich in den deutsch-jüdischen Wanderbund "Kameraden" eintrat. Damals nannte sich der Jugendbund bereits "Werkleute" und hatte sich zionistisch orientiert. Unser Führer war Hermann Gerson, der aus Frankfurt stammte, doch inzwischen in Berlin in der Leitung tätig war und uns von dort aus öfter besuchte. Auf unsere Bewegung hatte Martin Buber großen Einfluß. Wir trafen uns häufig im Jugendbund, veranstalteten Heimabende, lasen Bücher. An den Sonntagen gingen wir auf Fahrt. In Frankfurt waren die Deutsch-Nationalen am stärksten.

1932 verließ ich das Lyzeum und ging nach Berlin in ein jüdisches Säuglingsheim. Dort waren 5 von der Jugendbewegung, wir bekamen alle Scharlach und wurden 6 Wochen isoliert und durften keinerlei Besuch empfangen. Die Zustände in dem Säuglingsheim waren nicht erfreulich. Nach einem halben Jahr wurde ich in einem Beth Chaluz [Pionierhaus] des Haschomer Hazair [Der Junge Wächter, sozialistischer Jungzionistenverband] aufgenommen, da unsere Bewegung noch kein Haus dieser Art hatte. Es war in der Nähe vom Zoo, in der Rankestraße. Wir waren ungefähr 20 Leute.

Ein Beth Chaluz war eine gemietete Wohnung *, mit getrennten Zimmern für junge Frauen und Männer, kleinere Zimmer für verheiratete Paare. Es war schon eine Art Kommune. Einige Frauen kochten und sorgten für Ordnung im Haus. Das Haus war tagsüber leer, die Chaluzim gingen auf Arbeit, lernten Berufe wie Schlosser, Kindergärtnerin usw., was man in Israel brauchte. Wir mußten ja erst arbeiten lernen. Nachmittags kamen sie nach Hause, dann wurde gegessen. Im Beth Chaluz gab es auch Hebräisch- und Bibelkurse. Ich hatte allerdings schon

vorher bei Rabbi Maybaum Hebräisch-Unterricht gehabt. Ich selbst ging auf Hachschara (Umschulung) in einen Gartenbaubetrieb in Marienfelde, habe davon noch eine Urkunde (---).

Ich war schon in Frankfurt mit meinem Mann, Karl (Chaim) Stein, befreundet. Nach dem Abitur 1933 ging er auf Hachschara zu einem Bauern in Oberschlesien, später in ein Beth Chaluz unserer Bewegung, erst in Berlin-Charlottenburg, später im Osten. Auch Ernst Müller war dabei. Ich kam dann nach Lolland in Dänemark, von Mitte 1935 an arbeitete ich dort ein Jahr lang bei Bauern, auch andere, Mädchen und Jungen, arbeiteten dort in der Nähe. Die Bauern waren meist freundlich, doch gab es unter ihnen auch Nazis. Wir haben hart arbeiten müssen, melken, auf dem Feld, im Winter Rüben ernten. Einmal haben mich meine Eltern dort besucht, einmal war ich von dort aus auch auf Besuch zu Hause. Nach meiner Rückkehr haben wir noch in Deutschland geheiratet, ich war damals 20.

Wir bekamen die Einreisetickets über die Organisation, haben dafür nichts bezahlt. Wir fuhren nach Triest, von dort ging es mit dem Schiff nach Haifa. Dort besuchten wir erst eine Bekannte meines Mannes, die er von der Hachschara her kannte. Von dort fuhren wir nach Hasorea. Dort war noch fast gar nichts. Oben am Berg stand noch ein Chan, eine arabische Karawanserei. Wo wir jetzt sitzen, war noch ein arabisches Dorf, die Grenze zwischen unserem Land, das wir gekauft hatten, und dem arabischen Dorf land war das Wadi. Hier war noch nichts, nur Steine, kein Wald, nichts.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, einen zweiten Kibbuz unserer Bewegung der "Werkleute" zu gründen. Zunächst wurden wir zu einem Kibbuz bei Herzlia geschickt, wo wir in Pardessim (Citrus-Plantagen) gearbeitet haben, um Geld zu verdienen. Dort waren wir ein halbes Jahr. Dann gingen wir nach Gan Javne, zwischen Aschdod und Gedera. Wir waren nur eine kleine Gruppe, etwa 20-30, auch Lisa (Raphaeli) war dabei. Wir hatten keinen Boden, wohnten in Zelten und zwei Häusern, die der Sochnut, der Jewish Agency, gehörten. Schließlich wurden wir in einen rumänischen Kibbuz, Schamir, geschickt. Dieser war damals in der Nähe von Haifa, in Kfar X(bei Ramat Yochanan), heute ist er im Galil. 1938/39 habe ich in einem Kinderheim der Wizo in Jerusalem, zuletzt zwei Monate mit meinem Mann in einem Krankenhaus gearbeitet. Dann gingen wir zurück nach Schamir. Lisa ging schon im Februar 1939 nach Hasorea, wir andern waren drei Jahre mit den Rumänen zusammen, doch auf die Dauer ging das nicht.

Wir hatten dort ein Kind. Das war nicht erwünscht, Kinder waren damals nicht erlaubt. Eine andere Frau, die schwanger war, hat man aus einem Kibbuz ausgewiesen. Auch Abtreibungen wurden deshalb vorgenommen. Schließlich konnte man ohne den Kibbuz kaum existieren, dableiben hieß, mitzumachen und sich den Anordnungen zu fügen. Kinder aufzuziehen schien unter den damaligen Bedingungen unmöglich. Nun hatte ich das erste Kind im Kibbuz. Immerhin stellte man ein Zimmer für das Kind und eine Pflegerin zur Verfügung. Insgesamt habe ich drei Kinder, und alle sind im Kibbuz geblieben. Das ist eine Ausnahme. Heute habe ich

ein halbes Dutzend Enkel. Einer geht im Nachbarkibbuz in die höhere Schule. Früher gab es eigene Kinderhäuser, doch hat sich nun im Kibbuz viel geändert. Seit drei Jahren wohnen die Kinder bei ihren Eltern. Daher muß nun überall angebaut werden.

Meine Eltern sind 1936(?) nach Berlin gezogen, weil das Leben in Frankfurt für sie noch gefährlicher war als in Berlin. In Berlin hat meine Mutter im jüdischen Krankenhaus gearbeitet. Meine Schwester, Eva, ist drei Jahre jünger als ich. Sie ist 1938/39 mit der Kinder-Alijah nach England ausgewandert, mit einer von den Baruchs. Sie hat in England in allen möglichen Fabriken gearbeitet und hat sich im Krieg dann zur amerikanischen Armee gemeldet. Sie hat dann bei der Militärpost gearbeitet. Gegen Ende des Krieges kam sie nach Deutschland und hat sich dort nach unsern Eltern erkundigt. Sie haben noch bis 1942 in Berlin gelebt. Bevor sie abgeholt wurden, haben sie dem Hausmeister noch einige Schmucksachen anvertraut, die dieser uns übergeben hat. Nach dem Krieg ist Eva dann in die U.S.A. gereist und hat dort einige Jahre gelebt. Dort hat sie bei einem Zusammentreffen mit Freunden ihren Mann, Bollak, kennengelernt. Mit ihm ist sie dann in die Schweiz, nach Basel, übersiedelt. Seine Großeltern haben schon in Basel gelebt, hatten dort ein großes Unternehmen für Futtermittel, das er übernommen hat. Die Familie stammt ursprünglich aus dem Elsaß.

Die Stolpersteintexte lauten wie folgt:

HIER WOHNTE
HUGO PINCUS
JG. 1884
DEPORTIERT 1942
RIGA
ERMORDET 29.10.1942

HIER WOHNTE
ELSBETH PINCUS
GEB. LILIENTHAL
JG. 1889
DEPORTIERT 1942
RIGA
ERMORDET 29.10.1942

HIER WOHNTE
SUSANNA PINCUS
VERH. STEIN
JG. 1916
FLUCHT 1936
PALÄSTINA

HIER WOHNTE
EVA PINCUS
VERH. BOLLAK
JG. 1919
FLUCHT 1939
ENGLAND

SCHWEIZ

14 Stolpersteine bei 4 Verlegeorten

- Quellen:
1. Bundesarchiv Berlin - Abteilung Reich
 2. Verzeichnis der nichtarischen Geschäfte und Inhaber von freien Berufen in Frankfurt (Oder), 1935
 3. www.wikipedia.de
 4. Liste der stimmfähigen Mitglieder der Synagogengemeinde Frankfurt an der Oder aus dem Jahre 1925
 5. Yad Vashem
 6. Stadtplan von Frankfurt (Oder) von 1909
 7. Bildarchiv Bernhard Klemm, Frankfurt (Oder)
 8. Museum Viadrina Frankfurt (Oder)
 9. Frankfurter Adressbücher 1935/36 und 1941
 10. Volkszählungsliste 17.05.1939
 11. Prof. Dr. Friedrich Lotter „Entwurzelung und Bewährung“ - Schicksale von Mitbürgern jüdischer Herkunft aus Frankfurt (Oder) (noch nicht veröffentlicht)
 12. Russisches Staatliches Militärarchiv, Moskau 1367/1/20, Bl. 078 u. 1367/1/22, Bl. 674 sowie D 1 A/1020, Bl. 483 u. D 1 u. A/1022, Bl. 664 (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen - Paul Gumpert)
 13. Russisches Staatliches Militärarchiv, Moskau 1367/1/20, Bl. 075 u. 1367/1/22, Bl. 664 sowie D 1 A/1020, Bl. 490 u. D 1 u. A/1022, Bl. 674 (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen - Ignatz Wollmann)
 14. Russisches Staatliches Militärarchiv, Moskau 1367/1/20, Bl. 004 u. 1367/1/22, Bl. 548 sowie D 1 A/1020, Bl. 559 u. D 1 u. A/1022, Bl. 548 (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten/Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen - Heinz Wollmann)